

te, war Wolf seinem Idol zeitlebens verfallen: Wagner blieb sein „Obergott“, der ihn stets in „berauschende Narkose“ versetzte.

Nach seinem Bayreuth-Besuch 1882 mit der Uraufführung des „Parsifal“ spielte er seiner Tante Bertha das ganze Stück auf dem Klavier vor – genau nach dem Timing des Grünen Hügels, von nachmittags vier bis abends halb zehn, und er selbst sang alle Partien. Nach jeder seiner privaten Wagner-Feiern schloss er sofort den Klavierdeckel, damit das Verklungene nur ja nicht durch profane Töne entweiht würde.

Von dem Fixstern Wagner geblendet, der Lues zerrüttet und dem Musikbetrieb verbittert, griff Wolf immer häufiger zur Flasche und drehte schließlich durch.

Als die Wiener Hofoper die erhoffte Aufführung seiner Oper „Der Corregidor“ verzögerte, rief er sich auf offener Straße zu deren neuem Direktor aus, und nachdem er nachts auch noch einem Hausdiener an die Kehle gesprungen war, ließen Freunde den Anstaltswagen vorfahren – Wolf bestieg ihn im Frack.

Im Irrenhaus wähnte er sich bald als Jupiter, der Wind und Wetter befahl, hatte panische Angst, man werde ihm die Haut vom Körper ziehen, und konnte am Ende nur mehr stammeln – ein mit 43 Jahren früh Vollendeter, wie Kleist, den er abgöttisch geliebt und in dem er „die Tragödie der eigenen Seele wiedergefunden“ (Fischer-Dieskau) hatte.

Immerhin, das offizielle Wien, das ihn zu seinen Lebzeiten am liebsten überhört hatte, arrangierte seine Beisetzung auf dem Zentralfriedhof, in der Nähe von Beethovens und von Schuberts Grab. Nach 100 Jahren ist es an der Zeit, ihn auch im Konzertleben würdig zu platzieren.

KLAUS UMBACH

KATASTROPHEN

Überleben unter Toten

Der US-Starautor Stewart O’Nan rekonstruiert in seinem neuen Buch „Der Zirkusbrand“ eine der rätselhaftesten Feuersbrünste des 20. Jahrhunderts.

Sie sollte in die Kriminalgeschichte eingehen als die „kleine Miss 1565“: „sechs Jahre alt, weiblich, weiß, blaue Augen, 1,16 Meter, 18 Kilo, einigermaßen gut entwickelt“, wie der Gerichtsmediziner feststellte. Fast 50 Jahre dauerte es, bis Nummer 1565 einen Namen bekam und als Eleanor Emily Cook ein zweites Mal beerdigt wurde. Ob die kleine Miss 1565 wirklich Eleanor war, ist bis heute umstritten.

Fest steht: Sie starb am 6. Juli 1944, einem Donnerstag, in Hartford im US-Bundesstaat Connecticut, als das Zirkuszelt von Ringling Brothers and Barnum & Bailey während der Nachmittagsvorstellung in Flammen aufging. Nur das Vorzelt mit dem Schild „Die größte Schau der Welt“ blieb stehen. Insgesamt kamen bei dem Feuer 167 Menschen ums Leben, darunter 67 Kinder unter 15 Jahren.

Damals, kurz nach der Invasion der Alliierten in der Normandie, verdrängte das Feuer von Hartford für ein paar Tage den Krieg von den örtlichen Titelseiten. Doch während der Jahrzehnte danach starben, wie bei jeder Katastrophe, mit den Überlebenden auch die Erinnerungen; das Unglück, das größte in der Geschichte Con-



ANNA WEISE

Schriftsteller O’Nan: „Unlösbares Rätsel“

necticuts, geriet in Vergessenheit – bis sich der Schriftsteller Stewart O’Nan, 41, des Falles annahm. Seine Rekonstruktion der Ereignisse, „Der Zirkusbrand“, die jetzt auf Deutsch erscheint, ist eine durch ihre Präzision verstörende Katastrophen-Chronik – und zugleich, ohne es zu wollen, ein grandioses Stück Literatur*.

O’Nan, ein ehemaliger Flugzeugingenieur, der sich mit seinem Debütroman „Engel im Schnee“ (1994) als Meister subtilen Schreckens profiliert hatte und seitdem als einer der besten amerikanischen Erzähler seiner Generation gilt, hatte ursprünglich gar nicht vor, ein Buch über den Brand

* Stewart O’Nan: „Der Zirkusbrand“. Aus dem Amerikanischen von Thomas Gunkel. Rowohlt Verlag, Reinbek; 512 Seiten; 24,90 Euro.



Brennender Zirkus in Hartford (1944): „Schade um das große Zelt“

zu schreiben – „ich wollte bloß wissen, was passiert war“, nachdem ein alter „Life“-Artikel seine Neugier geweckt hatte. Der Autor, dessen letzter Roman „Das Glück der anderen“ (1999) vor dem Hintergrund einer realen Diphtherie-Epidemie spielte, begann, mit Überlebenden zu sprechen, traf Angehörige der Toten, sichtete Akten und Fotos. So wurde er „zum Hüter des Brandes“ (Selbsteinschätzung), dessen Recherchen mitunter gründlicher ausfielen als die der Polizei.

Doch selbst für ihn bleibt der Zirkusbrand „nicht nur eine Tragödie, sondern auch ein unlösbares Rätsel“. Auch O’Nan ist es nicht gelungen, die Ursache des Feuers zu ermitteln. Brandstiftung, eine weggeworfene Zigarette, ein defekter Scheinwerfer? Niemand weiß es.

Davon abgesehen beschreibt O’Nan den Brand und seine Folgen in allen gruselig-scurrilen Details: dass das Zelttuch mit Benzin und Paraffin wasserdicht gemacht worden war; dass Raubtiergitter den Zuschauern die Flucht versperrten; dass das Orchester, wie beim Untergang der „Titanic“, unverdrossen weiterspielte; dass Verletzte, weil es kein Wasser gab, ihre Wunden mit Limonade kühlten; dass ein Kind, nur knapp dem Tode entkommen, sagte: „Schade um das große Zelt.“

Dabei widersteht O’Nan der Versuchung – anders als sein Kollege Sebastian Junger im Seewetterbericht „Der Sturm“ –, die Katastrophe in ein dramaturgisches Korsett zu zwängen. Es gibt in O’Nans Reportage keine Stars in der Manege; im Gegenteil: Die Panik, das Chaos, das nach Ausbruch des

Feuers im Zelt herrscht, richtet O’Nan auch auf dem Papier an, indem er unzählige Einzelschicksale beschreibt, bis die Leser im Getümmel ebenso den Überblick verloren haben wie seinerzeit die flüchtenden Zuschauer. Der Tod der einen war dabei mitunter das Glück der anderen: So überlebten zwei Frauen unter einem Leichenberg, der sie vor dem Feuer schützte; eine blieb bis auf ein Brandloch im Strumpf unversehrt.

Immer wieder gelingt es O’Nan, das Inferno so intensiv zu vergegenwärtigen, als sei er dabei gewesen: „Dichter schwarzer Rauch stieg von der Zeltleinwand auf. Brennende Fetzen fielen herab und verfangen sich in den Haaren der Frauen oder setzten ihre leichten Sommerkleider in Brand. Das unzersetzte Paraffin verwandelte sich in eine lodernde Flüssigkeit, die wie Napalm niederprasselte, die Haut bei Berührung verbrannte und erst erlosch, wenn das Feuer keine Nahrung mehr fand. Wenn diese Flüssigkeit auf die ungeschützte Haut der Kinder prasselte, entstand ein brutzelndes Geräusch, und danach waren ihre Arme wie mit Windpockenbläschen übersät.“

O’Nan hat sein Buch „allen Menschen gewidmet, die an jenem Tag in den Zirkus gingen – denen, die wieder nach Hause kamen, und denen, die dort blieben“. Ausführlicher als die Katastrophe werden die Versuche beschrieben, sie aufzuklären und die Toten zu identifizieren – wie die kleine Miss 1565.

Sensationslust – die „New York Times“ nannte das Buch, als es 2000 in den USA erschien, einen „Kriegsbericht“ – kann man O’Nans „Zirkusbrand“ deshalb nicht vorwerfen, im Gegenteil. Stewart O’Nans Kunst ist so unspektakulär wie eindringlich: Er gibt sogar den zur Unkenntlichkeit Verbrannten ein Gesicht und damit ihre Würde zurück.

MARTIN WOLF